

Cordia Schlegelmilch

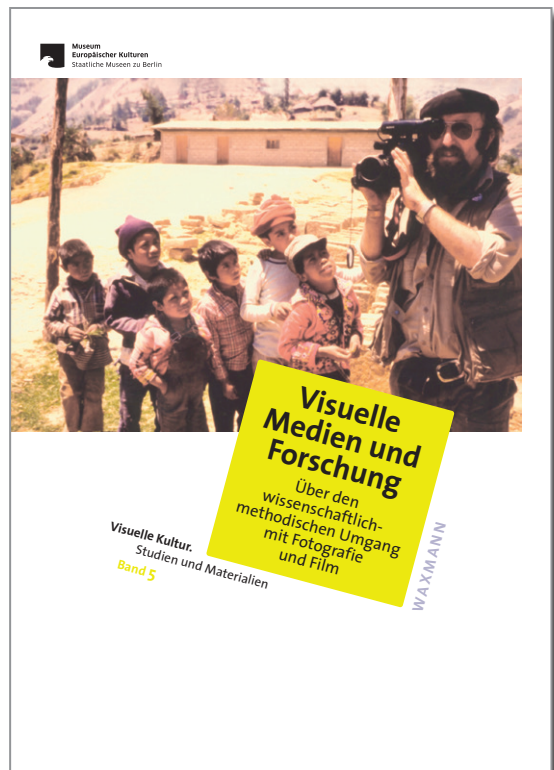
„Zeit ohne Bilder“ – Ein Widerspruch zur medialen Präsenz in der Zeit der Wende?

.....

Irene Ziehe,
Ulrich Hägele
(Hrsg.)

Visuelle Medien und Forschung Über den wissenschaftlich- methodischen Umgang mit Fotografie und Film

Visuelle Kultur. Studien und Materialien,
Band 5, 2011, 288 Seiten, br., mit DVD,
34,90 €, ISBN 978-3-8309-2515-6



© Waxmann Verlag GmbH, 2011



WAXMANN

Steinfurter Str. 555
48159 Münster

Fon 02 51 – 2 65 04-0
Fax 02 51 – 2 65 04-26

info@waxmann.com
order@waxmann.com

www.waxmann.com
Mehr zum Buch [hier](#).

„Zeit ohne Bilder“ – Ein Widerspruch zur medialen Präsenz in der Zeit der Wende?

Im folgenden Beitrag über die Fotografie im Rahmen einer zeitlich wie thematisch breit angelegten Stadtstudie in Wurzen/Sachsen nach dem Mauerfall möchte ich Antworten auf vier Fragen geben:

- Warum habe ich die Fotografie in der Studie als Forschungsmittel eingesetzt?
- Mit welchem Ziel und welchen technischen Voraussetzungen bin ich vorgegangen?
- Welche Erfahrungen habe ich dabei gemacht und wie hat sich das Fotografieren thematisch entwickelt?
- Wie habe ich diese Fotografien bislang aufgearbeitet und wie wurden die Bilder von verschiedenen Gruppen über die Zeit wahrgenommen?

Dem Titel „Zeit ohne Bilder“ mögen viele vielleicht sofort widersprechen. War die Zeit der Wende in Berlin, Leipzig oder Dresden nicht gerade geprägt, ja sogar angefacht von der Präsenz westlicher Medien, auch der Pressefotografie? Ja! Und doch stimmt auch die gegenteilige These von einer bilderlosen Zeit.

Warum habe ich in der soziologischen Gemeindestudie fotografiert?

Ich komme dabei um eine kurze biografische Anmerkung nicht herum: Im Alter von elf Jahren bekam ich eine alte AGFA-Fotobox geschenkt. Seitdem fotografiere ich. Doch der von mir angestrebte Beruf der Fotografin galt Anfang der 1970er Jahre in den Augen meines akademischen Elternhauses fast als unseriös. Ich sollte etwas Ordentliches studieren. In der Familientradition bedeutete das Jura. Zwar folgte ich dem Wunsch meines Vaters, ein Universitätsstudium zu beginnen, wählte jedoch ein Soziologiestudium in Berlin.

In der Soziologie faszinierten mich vor allem qualitative Fallstudien, die mit teilnehmender Beobachtung und narrativen, biografischen Interviews arbeiteten, also mit solchen Methoden, die sich auf die Sichtweise der einzelnen Menschen einließen. Zusätzlich fotografierte ich halbprofessionell für eigene Zwecke, Bekannte und Freunde. Ende der 1980er Jahre drängte es mich schließlich doch, diese Ambivalenz aufzugeben. Ich gab meine damalige gute Stelle am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung auf, besuchte verschiedene Weiterbildungsangebote für Fotografie (z.B. die Fotowerkstatt Kreuzberg, die 1976 in Berlin als Alternative zu traditionellen Ausbildungsstätten für Fotografie gegründet wurde) und arbeitete für wenig Geld über ein Jahr als Assistentin bei einem Architektur-

fotografen. Immer wieder dachte ich darüber nach, wie ich mein soziologisches Interesse mit der Fotografie verbinden könnte, doch diese Tradition gab es im Gegensatz zu den USA¹ und anderen Ländern wie Großbritannien und Frankreich im Lehr- und Wissenschaftsbetrieb in der Bundesrepublik der 1970er und 1980er Jahre nicht.

Als die wirtschaftlich und politisch bereits sehr angeschlagene DDR 1989 durch eine friedliche Revolution ihrer Bürger erschüttert wurde, die 1990 zur Einheit beider Teile Deutschlands führte, erwachte augenblicklich wieder die Soziologin in mir. Mir war klar: Der plötzliche Wechsel eines ganzen Gesellschaftssystems, wie er im Jahr 1989/90 in der DDR erfolgte, war die Stunde für eine ethnografisch angelegte und vor allem ergebnisoffene explorative Stadtstudie, in der sich viele Umstrukturierungen der damaligen Zeit wie mit einem Brennglas zeigen lassen würden. Ein klassisches Beispiel für ein solches Vorgehen hatte die weit über den Wissenschaftskontext hinaus bekannt gewordene Gemeindestudie „Die Arbeitslosen von Marienthal“² Anfang der 1930er Jahre geliefert.

Mit welchem Ziel und welchen technischen Voraussetzungen bin ich bei der Realisierung des Projektes vorgegangen?

Anhand von biografischen Interviews und teilnehmender Beobachtung in einer ostdeutschen Kleinstadt wollte ich herausfinden, wie sich Alltag, Biografien, Mentalitäten und das soziale Zusammenleben nach dem dramatischen gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland verändern würden.³ Im August 1990 besuch-

- 1 In den USA wurden die ersten ethnografisch angelegten Gemeindestudien vor allem in den Jahren 1920 bis 1935 von einer an der Chicago School of Sociology arbeitenden Forschergruppe („Chicago School“) durchgeführt. Ihre Studien sind nicht nur als Klassiker in die Soziologiegeschichte eingegangen, sondern haben weltweit bis in die Gegenwart zu einer Vielzahl ähnlicher Forschungsprojekte inspiriert. Ihr Interesse richtete sich auf die alltäglichen Lebenswelten in den rapide wachsenden Großstädten, aber auch auf überschaubare Klein- und Mittelstädte. Zusammenfassend vgl. dazu Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. (Suhrkamp) Frankfurt am Main 1990.
- 2 Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel erforschten in dieser Zeit, wie sich die dramatisch hohe Arbeitslosigkeit in dem niederösterreichischen Ort Marienthal auf die dort lebenden Menschen auswirkte. Vgl. Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langer Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. (Suhrkamp) Frankfurt am Main 1975.
- 3 Eine ausführliche Zusammenfassung der Studie findet man in folgenden beiden Textbeiträgen von Cordia Schlegelmilch: „Wurzen beginnt mit W, das ist schon immer so gewesen.“ Zusammenleben in einer sächsischen Kreisstadt vor und nach 1989, Teil I: Methodische und theoretische Vorarbeiten einer empirischen Gemeindestudie. In: Bios, Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 17, 2004, Heft 1, S. 35-68. Teil II: Empirische Ergebnisse einer ostdeutschen Gemeindestudie. In: Bios, Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 18, 2005, Heft 1, S. 48-94.



Abb. 1:
Blick in die Badergasse in Wurzen mit
den verfallenen Gebäuden der alten
Stadtbrauerei im November 1990. Sie
wurden im Oktober 1993 abgerissen.
Anschließend entstanden dort neue
Einkaufs-, Geschäfts- und Wohngebäude
(© Cordia Schlegelmilch).

te ich verschiedene Kreisstädte der DDR und entschied mich schließlich für die Kreisstadt Wurzen in Sachsen, die eindrucksvoll traditionelle Strukturen einer sehr alten Industrie- und Bischofsstadt mit typischen Prägungen durch das DDR-System verband. Die Stadt stand mit 19.000 Einwohnern im Sommer 1990 als Beispiel für eine mittelgroße Gemeinde.⁴ Allerdings fiel mir schon beim ersten Durchlaufen der Stadt im Sommer 1990 auf, dass die bauliche Substanz in Wurzen trotz ihres Status als Kreisstadt vergleichsweise schlecht erhalten war (Abb. 1). Die Interviews, die ich mit ehemals Verantwortlichen der Stadt geführt habe und das vorliegende quellengeschichtliche Material erklärten mir die Zusammen-

4 Mit der Mischung aus vielfältigen, vor allem mittelständischen Industrien und einem hohen Anteil an landwirtschaftlicher Produktion entsprach Wurzen, so eine Regionalanalyse des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, einem Regionstyp, der in der DDR durchaus verbreitet war. Vgl. Helmut Rudolph: Beschäftigungsstrukturen in der DDR vor der Wende. Eine Typisierung von Kreisen und Arbeitsämtern. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 1990, Heft 4, 474-503.

hänge: Da die Wirtschaftspolitik der SED nach 1949 vor allem Städte mit großen Kombinatssitzen und industriellen Monokulturen (z.B. Chemie oder Braunkohle) gefördert hatte, hat Wurzen mit seiner eher mittelständischen und kleinbetrieblichen Struktur im Vergleich zu anderen Städten weniger finanzielle Mittel erhalten und von der Substanz leben müssen. Dies ließ die Betroffenen weitgehend unabhängig von der Zugehörigkeit zur SED (SED-Funktionäre, Betriebsleiter, private Handwerker) näher zusammenrücken und zur Selbsthilfe greifen. Darauf sind viele Menschen in Wurzen heute noch stolz. Der alte Stadtkern von Wurzen ist umgeben von Wohngebieten unterschiedlicher Stilrichtungen, die die Romanik über das 19. Jahrhundert, den Jugendstil und fast alle Baustile von den 1920er bis in die späten 1980er Jahre widerspiegeln. Beim ersten Gang durch die Stadt beeindruckte mich die Nähe von Industrieanlagen und historischem Stadtkern, von Leben und Arbeiten. Zahlreiche Plätze bildeten in Wurzen Anfang der 1990er Jahre noch relativ geschlossene Ensembles. Die industrielle Plattenbauweise war in der DDR noch nicht so weit entwickelt, dass sie sich zur Schließung kleiner Baulücken in der Altstadt geeignet hätte. Zudem fehlten finanzielle Mittel zum Abriss und Neubau der historischen Altstadt. Graffitis wie: „Wir brauchen die Einheit Deutschlands ohne die SED“ an bröckelnden Mauern erinnerten lebhaft an die erst kurz zurückliegende Zeit der Montagsdemonstrationen, die wenn auch mit zeitlicher Verzögerung, gegenüber Leipzig auch in Wurzen stattfanden. Gleichzeitig nahm ich wahr, dass der westliche Einfluss in dieser Stadt seit der Wende, nimmt man z.B. neue Werbung und Geschäftsauslagen als Maßstab, noch kaum Spuren hinterlassen hatte.

Der Focus auf eine ostdeutsche Kreisstadt machte im Laufe der Studie immer deutlicher, dass in der DDR offenbar erhebliche regionale Unterschiede bestanden haben, die auf der Ebene von Stadt-Land-Unterschieden, aber auch als wirtschaftliche und soziale Unterschiede zwischen Städten und Regionen analysiert werden können. Diese regionalen Unterschiede wurden bislang auch von ostdeutschen Forschern und Forscherinnen zu Beginn wenig thematisiert. Stattdessen bezog sich die Transformationsforschung in ihren Analysen auf die Wirklichkeit der Großstadt (meist Berlin, Leipzig oder Dresden) und verallgemeinerte sie auf die Provinz.

Ich habe von September 1990 bis Ende 1991 dauerhaft bei einer Familie in Wurzen zur Untermiete gewohnt. Auch in den Jahren danach habe ich bis 1996 die Stadt immer wieder wochen- oder tageweise besucht. In dieser Zeit war ich nicht nur in das Leben einer ostdeutschen Familie einbezogen, sondern konnte auch am städtischen Geschehen teilnehmen. Ich habe im Verlauf der Studie nie eine verdeckte Beobachtung gewählt, sondern mich stets als Gemeindeforscherin zu erkennen gegeben. Neben einem Laptop und einem kleinen Tonbandgerät für die Aufzeichnung von Interviews wollte ich mit fotografischen Mitteln arbeiten. Ich besaß im Sommer 1990 mehrere analoge Klein- und Mittelformatkameras sowie eine Großbildkamera im 4x5-Inch-Format. Fotografische Orientierungen gaben

mir damals die Bücher von John Berger und Jean Mohr, die in ihren Reportagen über Arbeitsmigranten⁵ oder das bäuerliche Leben von „Eine andere Art zu erzählen“⁶ sprachen und damit Fotosequenzen meinten, die weder Illustrationen waren, noch erklärende Worte brauchten, sondern für sich sprachen. Mir schwebte eine dokumentarische Sozialfotografie vor, die sich – weit weg von den Sehenswürdigkeiten eines Ortes – im Sinne einer unspektakulären Bestandsaufnahme unterschiedlicher Lebenswege und Perspektiven den Menschen im städtischen Raum und seinen Veränderungen durch die Deutsche Einheit widmen wollte. Die Fotografien sollten festhalten, wie wirtschaftliche und soziale Bedingungen in der DDR auch das äußere Erscheinungsbild einer Gemeinde geprägt hatten und welche Veränderungen im städtischen Alltag nach der Wende erfolgten.

Welche Erfahrungen habe ich während des Fotografierens gemacht und wie hat sich das Fotografieren thematisch entwickelt?

Eine Stadtstudie ist nur so aussagekräftig wie der gelungene Zugang zu den Menschen. Bei meiner Ankunft gab es von Wurzen keinen gültigen Stadtplan. Ein neuer Plan mit teilweise geänderten Straßennamen erschien erst Mitte 1991. Als Fremde sah ich mich im Sommer 1990 daher gezwungen, die Stadt mit dem Notizblock in der Hand regelrecht abzulaufen und mich durchzufragen. Dabei habe ich erste Eindrücke mit dem Fotoapparat festgehalten, zum Beispiel große Kohlenhaufen vor den Kellerluken auf den Bürgersteigen, die im Winter zum Alltag gehörten (Abb. 2). Oder ich dokumentierte für mein Empfinden ungewöhnliche Geschäftsnamen, wie die Boutique „Adrett“ oder den Friseurladen „VEB Chic“. In der Zeit vom Sommer 1990 bis Ende 1991 war bei den Einwohnern Wurzens das Interesse für alles Neue und ihre Gesprächsbereitschaft so ausgeprägt wie nie wieder. Ich fühlte mich hin und her gerissen zwischen forschungsökonomischen Gesichtspunkten und dem Gefühl, diesen historischen Moment nutzen zu wollen. So führte ich in diesen anderthalb Jahren mit fast 170 Personen unterschiedlicher Herkunft, Berufe und Alter aufwendige und lange biografische Gespräche, die ich auf Tonband aufnahm. Das ergab 450 Tonbänder à 90 Minuten und fast zwei Meter Transkriptionsmaterial in meinem Bücherregal.

Durch die offene Befragungsmethode und den behutsamen Erzählanreiz zu Beginn des Interviews, die den Befragten selbst überließen, was Sie berichten wollten, sowie die Zusicherung, dass die Gespräche anonymisiert werden, konnte ich Glaubwürdigkeit und Vertrauen in einer gesellschaftlichen Situation gewinnen, die auch durch gegenseitiges Misstrauen und Wut geprägt war. Immerhin

5 John Berger/Jean Mohr: Arbeitsemigranten. Erfahrungen/Bilder/Analysen. (Rowohlt) Reinbek 1976.

6 John Berger/Jean Mohr 1984. Eine andere Art zu erzählen. (Hanser) München/Wien 1984.



Abb. 2: Wenceslaigasse mit Kohlenhaufen, die für den Winter im Keller eingelagert werden sollen. Sommer 1990
(© Cordia Schlegelmilch).



Abb. 3:
Warnung vor der Stasi auf dem Betriebsgelände des
Motorenwerks, ein ehemaliger Betriebsteil der NVA im
März 1991 (© Cordia Schlegelmilch).

herrschte in den ersten Monaten nach der Wende ein Klima der gegenseitigen Verdächtigungen und Anfeindungen. Während bei den Wendeakteuren noch die Angst vorherrschte, die Staatssicherheit könne doch noch verdeckt arbeiten und das Rad der Geschichte zurückdrehen (Abb. 3), fürchteten sich ehemalige Funktionäre vor weiteren Racheakten und Drohungen, mit denen sie sich bereits in der Wendezeit konfrontiert sahen. So mancher Verantwortliche ging damals kaum auf die Straße, andere hatten große Existenzängste und verhielten sich vorsichtig abwartend. Obwohl ich nicht die Absicht hatte, Enthüllungsjournalismus zu betreiben, bloßzustellen oder eventuelle Schamgefühle zu verletzen, nahm ich die vorhandenen Ängste sehr ernst.

Das überwiegend große Vertrauen und die Offenheit in den Gesprächen bedeuteten für mich zugleich eine hohe Verantwortung gegenüber den geschilderten Biografien. Günstig wirkte sich aus, dass ich in Wurzen wohnte und auch nach einem Gespräch ansprechbar blieb. Doch was sollte man von einer Frau aus dem Westen halten, die sich buchstäblich für alles interessierte und sich viel Zeit nahm, um in der Stadt umherzulaufen? Die Menschen waren zunächst erstaunt und auch ein bisschen misstrauisch: „Ein Buch über Wurzen?“ „Das kann ich mir gar nicht vorstellen.“ „Kommt da was Gutes raus?“ „Was ist denn schon so Besonderes an Wurzen?“ „Und da haben Sie sich ausgerechnet Wurzen ausgesucht, dieses ‚dreck-sche‘ Nest? Was ist denn daran interessant? Sehen Sie sich doch mal die Häuser und Straßen an! Na, ja, wenn mal ’nen bisschen was dran gemacht würde, dann könnte es ja ’ne ganz schöne Stadt sein.“ Mit der Möglichkeit, dass dies passiert, wurde aber damals nicht gerechnet. Denn, so der mir gegenüber häufig geäußerte Satz, „Wurzen beginnt mit ‚W‘, und ist damit eine Stadt ganz hinten im Alphabet.“ Dies, so heißt es mehrheitlich, sei schon immer so gewesen. Schon zu DDR-Zeiten hat der Eulenspiegel-Autor Ernst Röhl⁷ in seiner „Stippvisite in Wurzen“ die Stadt in „Finsterwurzen“ umbenannt, weil die Straßen im Vergleich zu anderen Städten abends besonders dunkel und die Bürgersteige durch Kohleabrieb mehr als anderswo verschmutzt seien⁸ (Abb. 4). Abgesehen davon, dass ein resignierter Tenor des „Es ist schon immer so gewesen“ zum festen Bestandteil jeder kleinstädtischen Rhetorik gehört, musste ich bei dieser widersprüchlichen Betrachtungsweise der eigenen Stadt an eine Äußerung des schwedischen Schriftstellers Stig Dagerman⁹ denken, der nach 1945 in einer Reportage über das Nachkriegsdeutschland im Herbst 1989 schreibt: „Wenn jeder Trost verbraucht ist, muss man eine neue Art von Trost finden. Auch wenn diese Gefahr läuft, ins Absurde abzugleiten. So geschieht es in deutschen Städten ziemlich oft, dass die Leute den Fremden bitten, nachdrücklich zu bestätigen, dass gerade ihre Stadt diejenige in ganz Deutschland ist, die am meisten niedergebrannt, zerstört und zusammengestürzt ist. Es geht also nicht darum, in der Betrübnis einen Trost zu finden,

7 Finsterwurzen spielt auf den Städtenamen Finsterwalde an.

8 Ernst Röhl, Eulenspiegel, November 1970, S. 10.

9 Sig Dagerman: Deutscher Herbst ’46. (Hohenheim) Köln-Löwenich 1981, S. 24.



Abb. 4: Der schlecht beleuchtete Bahnhof Wurzen am Abend im November 1990. Er liegt an der ersten Deutschen Ferneseisenbahnstrecke, die 1839 zwischen Leipzig und Dresden gebaut wurde. An dem inzwischen vollständig modernisierten Bahnhof halten nur noch S-Bahn- und Regionalzüge (© Cordia Schlegelmilch).

vielmehr ist die Betrübnis selbst ein Trost geworden.“ Doch dieselben Leute, die eben noch über das schlechte Image ihrer Stadt Wurzen geklagt hatten, sprachen im gleichen Atemzug in meinen ausführlichen biografischen Interviews über ihre ausgeprägte Bodenständigkeit und ließen eine enge Verbundenheit mit der Stadt, der Region und ihren Menschen erkennen.

Was bedeutete dies für das Fotografieren vor Ort? Wie sollte ich nach einem vertrauensvollen Interview die betreffende Person fotografieren, wenn diese anonym bleiben wollte und sollte? Wie sollte ich in der Stadt fotografieren, wenn viele Gemeindestudien in der Vergangenheit darum bemüht waren, den Ort anonym zu halten und mit einem Kunstnamen zu versehen? Aber nicht nur in der Fotografie stellte sich die Frage der Anonymität sofort – auch die wissenschaftliche Studie hatte sich von Beginn an damit auseinanderzusetzen. Die Zentralisierung der großen Industrien bedeutete, dass selbst die anonyme Nennung eines großen VEB, in dem Kekse produziert wurden, nicht verhindern konnte, dass jedem DDR-Bürger sofort die Stadt Wurzen einfiel. In einer Kleinstadt sind bestimmte Berufe und Funktionen oft nur wenige Male vertreten. Kennt man den Ortsnamen, so ist die Identität des Bürgermeisters, des Vorsitzenden der SED-Kreisleitung oder des Arztes, auch ohne Namensnennung sofort herauszufinden. Andererseits hat-

te das Fotografieren auch den positiven Nebeneffekt, dass ich gerade dadurch mit Passanten ins Gespräch kam. Häufig war ich von einer Horde neugieriger Kinder umringt, die mir Tipps gaben, was ich fotografieren sollte. Vor einem großen Taubenhäuschen in einer Plattenbausiedlung meinten sie, das Häuschen sei ein gutes Motiv, die Tauben aber hätten sie längst abgeschossen. Und als ich auf der Suche nach „meiner“ Stadt in der Nachbarstadt Oschatz einen großen Ernst Thälmann aus Bronze ins Bild nahm, meinte ein älterer Mann, der unweit davon auf einer Bank saß, im Brustton der Überzeugung: „Den brauchen Sie nicht fotografieren, den können Sie mitnehmen.“ Die gesamte Frage der Anonymität der Personen und der Stadt beschäftigte mich so sehr, dass ich schließlich in der Diskussion nach einigen Vorträgen über die Ergebnisse meiner Arbeit die Wurzeener selbst fragte, wie ich vorgehen sollte. Die Anwesenden bekräftigten mich darin, Wurzener als Ort zu nennen, die Personen aber soweit wie möglich, anonym zu halten. Das war und bleibt eine verantwortungsvolle Gratwanderung. Da ich also mit dem Medium Fotografie besonders vorsichtig und bedacht umgehen musste, kommen Portraits in der Privatsphäre in meiner Stadtfotografie nur selten vor. Im Mittelpunkt der fotografischen Arbeit stehen dagegen die Bewohner im städtischen, also öffentlichen, Raum.

Die große Bereitschaft zu Interviews und die immer länger werdende Liste potenzieller Interviewpartner konnte ich als Soziologin begrüßen, als Fotografin erwachsen mir daraus jedoch gravierende arbeitsökonomische Probleme. Das zeitliche Volumen für die Gespräche wuchs, während die Zeit für die Fotografie immer mehr schrumpfte. Zudem verlangten die Interviews einen anderen Forschungskontext und theoretischen Zugang als die Fotografie. Eine seriöse fotografische Arbeit braucht eigene gedankliche und zeitliche Räume und Konzepte. Ich konnte nicht auf dem Weg zum Interview mal eben nebenbei ein paar Szenen fotografieren. Und so reduzierte sich das Fotografieren häufig auf Wochenenden oder wenige Tage, an denen keine Interviews stattfanden. Auch wollte ich vermeiden, den Eindruck einer rasenden Reporterin zu machen, die immer die Kamera parat hat und damit das einmal gewonnene Vertrauen in der Gemeinde wieder zu verspielen.

Aus meinen Interviews ergaben sich überraschend viele Hinweise auf vielschichtige positive Bindungen an den DDR-Staat, die nur teilweise auf einer Zustimmung zum politischen System oder auf persönlichen Vorteilen beruhten. Stattdessen basierten sie auf der Bindekraft der Lebensgeschichte in der Region, auf sozialen Beziehungen, persönlichem Engagement und sozialer Anerkennung. Es gab in der Vergangenheit in der DDR somit eine ganze Vielzahl unpolitischer und für den einzelnen legitimer und identitätsstiftender Lebensformen, ein wesentlicher Faktor, der sozialintegrativ und loyalitätssichernd gewirkt hat. Das schloss nicht aus, dass meine Gesprächspartner nicht immer wieder auf die massiven Zwänge und Einschränkungen, unter denen sie in diesem Staat zu leiden hatten, hingewiesen haben.

Zentral für die gesellschaftliche Akzeptanz der DDR waren neben der ökonomischen Grundversorgung und sozialen Sicherheit – die bei politischer Anpassung gegeben war – gemeinschaftliche Lebensformen und Werte: Über alle Schichten, Alters- und Berufsgruppen sowie politischen Unterschiede und gegenwärtige Entwicklungswege hinweg, sind sich die meisten Wurzener, mit denen ich gesprochen habe, in einem Punkt weitgehend einig gewesen: Die sozialen Beziehungen in der DDR, besonders in kleineren Städten, auf dem Land und insbesondere am Arbeitsplatz, seien im Vergleich zur Gegenwart menschlicher, wärmer und unkomplizierter gewesen als heute. Man hätte mehr Zeit und mehr Verständnis füreinander gehabt, und es hätte vor allem eine größere Hilfsbereitschaft unter den Menschen gegeben. Wir waren wie „eine große Familie“ oder „es war wie eine verschworene Gemeinschaft“ hörte ich oft. Diese Gemeinschaftlichkeit sei, so wird immer wieder betont, weit weniger unter staatlichem Zwang erfolgt, als im Westen gemeinhin angenommen wird und habe in der Regel nichts mit der politisch verordneten Ideologie zu tun gehabt. Gemeinschaftsideale und gemeinschaftliche bzw. kollektive Strukturen beruhten zwar auch auf der staatlichen Politik und Ideologie des Kollektivs, mehr jedoch auf der informellen notwendigen Hilfsgemeinschaft im Alltag und auf tradierten Werten und Strukturen, die bereits auf vorsozialistische Zeiten und ältere Denktraditionen zurückgingen. Allerdings wurde auch deutlich, wie sehr gesellschaftliche Stabilität, Akzeptanz und auch Gefühle der Enttäuschung in der Bevölkerung in den einzelnen historischen Phasen der DDR immer wieder gewechselt haben. Der Herrschaftsmodus, die ökonomischen Verhältnisse und die Lebensbedingungen haben einzelne Generationen in unterschiedlicher Form geprägt. Gegen Ende der DDR waren die Gemeinschaftsstrukturen, allerdings nicht die Gemeinschaftsideale durch bestimmte Rahmenbedingungen geschwächt und spezifische Anpassungs- bzw. Legitimationsmuster brüchig geworden.

Die Erinnerung an den ehemals besseren Zusammenhalt schließt nicht aus, dass eine Reihe von Leuten betonen, es sei lediglich die Mangelwirtschaft gewesen, die die Menschen zusammengeschweißt hätte und der Zusammenhalt in den letzten Jahren der DDR abgenommen und die Bespitzelung zugenommen hätte. Auch wird nicht ausgeblendet, dass mit staatlich verordneten kollektiven Lebenszusammenhängen Herrschaftsmechanismen und massive Kontrolle verbunden waren. Dennoch gibt es keinen einzigen Gesprächspartner, der im nach hinein in den gelebten Gemeinschaftsformen ausschließlich staatlichen Zwang sieht, der jede Form von Individualität unterdrückt hätte. Und selbst eine Unzufriedenheit mit der alten Gesellschaft hat den positiven Bezug auf ein Gemeinschaftsideal und den Wunsch nach Gemeinschaft nicht schwächen können. Von der neuen Gesellschaft der Bundesrepublik befürchtete man dagegen den Verlust vergangener Gemeinschaftsformen, rücksichtslose Konkurrenz und zwischenmenschliche Distanz.



Abb. 5: Im April 1994 feierte die Familie D. die Jugendweihe ihrer Tochter im Garten des Hauses im Kreise von Verwandten und Bekannten. So war es immer in der DDR, sagten sie mir (© Cordia Schlegelmilch).

Der starke Rekurs auf Gemeinschaft, der bei allen Interviewpartnern zum Ausdruck kam, sei es als informelle Hilfgemeinschaft oder auch Gegengemeinschaft zum Staat, zeigt sich auch auf meinen Fotografien des kleinstädtischen Alltags. Die Stadt wirkte 1990/1991 aus der Sicht eines Außenstehenden immer noch wie eine geschlossene Gemeinschaft mit weitgehend intakten sozialen Räumen und dichten „sozialen Netzwerken“. Die geringe räumliche Mobilität hatte dazu geführt, dass Zu- und Abwanderungen bis Mitte der 1980er Jahre überschaubar geblieben waren und sich in der Zusammensetzung des Nachbarschafts- und Freundeskreises selbst über relativ lange Zeiträume wenig geändert hatte. Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen waren in hohem Maße regional und häufig sogar innerhalb bestimmter Industriezweige konzentriert, in denen ganze Familien erwerbstätig waren. Die Familien und Generationen wohnten vor der Wende dicht beieinander und halfen sich. Dazu kam eine starke Bindung an den Arbeitsplatz, der in der Regel am Ort und daher zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichbar war.¹⁰ Die alltägliche Freizeit wurde meist in den nahegelegenen Kleingärten verbracht, und Feiertage waren vor allem Familientage (Abb. 5). Ein niedriger Motorisierungsgrad, kurze Entfernungen sowie das weitgehende Fehlen von Telefon und außerstädtischer Frei-

10 Das öffentliche Nahverkehrsnetz im Kreis war Gegenstand vielfältiger Kritik und förderte die Mobilitätsbereitschaft nicht. Bei entfernten Arbeitsstätten wurden vielfach auch Fahrgemeinschaften gebildet.

zeitvielfalt bewirkten, dass bei der innerstädtischen Kommunikation persönliche Kontakte und der „Buschfunk“ überwogen. Der ausgeprägten räumlichen und sozialen Stabilität entsprachen meist ein Empfinden persönlicher Kontinuität und ein intensives Heimatgefühl. Verwandtschaftsbeziehungen, Hausbesitz und andere lokale Bindungen waren daher auch oft Gründe, die „zum Hierbleiben“ bewegt hatten. Die Kehrseite war jedoch: Wer blieb, war einem hohen Anpassungsdruck an die Werte und Normen, gerade einer kleinen Gemeinschaft unterworfen. Man kann ferner davon ausgehen, dass die politische Kontrolle der DDR-Führung und die Ausgrenzung abweichender Gruppen zu einer recht hohen (zumindest nach außen hin demonstrierten) Homogenität geführt hat.

Wie hat sich die Stadt inzwischen verändert?

Obwohl im Altstadt kern saniert wurde und brachliegende Grundstücke bebaut worden sind, wurden auch einige Stadtbild prägende, jahrhundertealte Gebäude wie die alte Schmiede, eine alte Brauerei, viele alte Fabriken und das Stadtgut abgerissen. Sie mussten gesichtslosen Wohn- und Geschäftskomplexen nach westlichen Einheitsmustern weichen. Frühere Plätze sind nach völlig neuer Bebauung nicht mehr wiederzuerkennen. Inzwischen hat Wurzen nicht nur den Status als Kreisstadt, sondern auch rund 4.000 seiner Einwohner verloren. Der selektive Abriss von Häusern, der in manchen Stadtvierteln riesige unbebaute Flächen schuf, kann den umfassenden Leerstand von Geschäften und Wohnhäusern nicht verdecken, sondern macht ihn noch deutlicher. Seit 1990 wurde zudem rekonstruiert, abgerissen und weggeworfen, als solle ein schwerer Makel getilgt werden. Ich stöberte immer wieder in diesen Überresten des Vergangenen herum und versuchte, fotografisch etwas von dem aufzuheben, was so plötzlich auf dem realen Müllhaufen der Geschichte landete (Abb. 6).

1990/91 standen die Menschen aufgrund von Geschäftsschließungen oder Umbau noch immer in Warteschlangen, waren in Arbeitskleidung, Schlosseranzügen, Kitteln oder Schürzen unterwegs, schoben im Gespräch ihr Fahrrad neben sich her oder blieben zu einem Plausch stehen (Abb. 7). Neben dem Alltag dann die Feste wie der Tag der Deutschen Einheit im Jahr 1990, wo viele Menschen aus einer Mischung von Angst und Erwartung in die Kamera blicken (Abb. 8). Reklameschilder für Westprodukte wie Tchibo oder die Zigarettenmarke West wirkten noch wie Fremdkörper an den Schaufenstern und Geschäftstüren. Fliegende Händler auf dem Markt mit Billigwaren aus den alten Bundesländern, Supermärkte in provisorischen Zelten, Versicherungsgewerbe und Banken in Bussen oder Wohnwagen, Videoläden, Schuhshops in weiß getünchten Garagen, Werbeveranstaltungen im Kulturhaus und „Kerstin's Imbiß“, einem Wohnwagen, in dem eine ehemalige Arbeiterin aus dem VEB Kinderhausschuhe Bratwürste verkaufte, das alles waren die Vorboten der neuen Zeit. Viele Orte und Dinge zogen mich magisch an, waren mir auf eine merkwürdige Weise fremd und vertraut zugleich.



Abb. 6: Im April 1996 wurden die Räume der alten Diesterweg-Oberschule entrümpelt. Das Gebäude ist heute vollständig saniert und Teil des Beruflichen Schulzentrums in Wurzen (© Cordia Schlegelmilch).



Abb. 7: Besucher der Feier zum 3. Oktober 1990 auf dem Marktplatz (© Cordia Schlegelmilch).



Abb. 8: Teppichhändler auf dem Marktplatz (© Cordia Schlegelmilch).



Abb. 9: Leerstehendes Wohnhaus in der Alten Nischwitzter Straße, Mai 2006 (© Cordia Schlegelmilch).

Ihre Bilder ergänzten die biografischen Interviews auf ihre eigene Weise: Sie zeigten mir aber auch noch, wie das Leben früher ausgesehen haben mochte.

Andererseits näherten sich gewisse Straßenzüge mit Drogeriemärkten, Video-shops, Banken, Versicherungen und Bebauungen von Jahr zu Jahr immer mehr denen im Westen an und veränderten den Charakter der Stadt. Inzwischen haben die Einkaufszentren am Stadtrand und die neue Verkehrsführung mit großen Straßen und Brücken um Wurzen herum gigantische Dimensionen angenommen – ein merkwürdiger Kontrast zu sinkenden Einwohnerzahlen, niedriger Kaufkraft und – sieht man vom Durchgangsverkehr auf der Bundesstraße ab – geringer Verkehrsdichte. Eine große Anzahl an jungen Leuten und Familien ist in der vergangenen Zeit dort hin gezogen, wo es Arbeit gibt. Der Anteil älterer Jahrgänge an der Wurzener Bevölkerung ist stark angestiegen. Die Schließung vieler Industriebetriebe und der Rückgang der Bevölkerung machen sich im Stadtbild durch Wohnungsleerstand und verfallene Industriegebäude bemerkbar, die Straßen sind nicht nur an den Wochenenden, sondern auch wochentags deutlich leerer (Abb. 9). Statt politischer Proteste sehe ich nun Parolen rivalisierender Jugendgruppen an den Wänden.

Dennoch ist die vom weitaus größten Teil meiner Interviewpartner befürchtete Schwächung gemeinschaftlicher Zusammenhänge in diesem Ausmaß nicht eingetreten. Zwar gab und gibt es Desintegration und auch viele neue Konfliktlinien, aber es sind auch neue gesellschaftsintegrierende Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens entstanden. Wie bereits zu DDR-Zeiten, so zerfällt die Kleinstadt auch heute in einzelne kleinere Gemeinschaften (Nachbarschaft, Vereine, Familien- und Freundeskreise usw.), die sich entweder erhalten oder im Zuge gesellschaftlichen Wandels neue Funktionen übernommen haben. Ebenso wie in der Vergangenheit können Belastungen und Probleme zwar zur Schwächung, häufig aber auch umgekehrt zur Stärkung kleiner Gruppen der Nachbarschafts- oder Verwandtschaftshilfe beitragen. Die Alltagsorganisation in Wurzen bleibt daher trotz des Wegbrechens politisch initiiert kollektiver Strukturen und überflüssig gewordener ‚Notgemeinschaften‘ von vielen gemeinschaftlichen sozialen Netzwerken durchzogen. Selbst erbitterte lokale Konflikte, die während der Wendezeit zwischen unterschiedlichen politischen Fraktionen oder Einzelpersonen entstanden sind, haben nur in Ausnahmen zu unüberwindlichen und dauerhaften zwischenmenschlichen Verwerfungen oder Ausgrenzungen geführt. Allerdings haben berufliche und räumliche Mobilitätsprozesse zu einem gravierenden Einwohnerverlust in Wurzen geführt und lokale soziale Bindungen dadurch gelockert. Die früheren integralen Zusammenhänge von Leben und Arbeiten am Wohnort haben sich fast vollständig aufgelöst (Abb. 10 und 11).



Abb. 10: Feierabend im VEB Halbmond-Teppiche, Dezember 1990 (© Cordia Schlegelmilch).



Abb. 11: Leerstehendes Gebäude der alten Teppichfabrik, die zu einem großen Teil abgerissen wurde und einer neuen Umgehungsstraße Platz machte (© Cordia Schlegelmilch).

Wie wurden die Fotografien bislang aufgearbeitet und wahrgenommen?

Im Verlauf der Studie sind rund 5.000 Fotografien als Diapositive, Schwarzweiß- oder Farbnegative, zum Teil noch auf Orwo-Filmmaterial aus DDR-Produktion, zusammen gekommen. Obwohl ich immer wieder in der Verwaltung und im Stadtmuseum nach Ausstellungsmöglichkeiten gefragt habe, gab es zehn Jahre Widerstand, eine Auswahl der Bilder vor Ort zu zeigen. Zu anstrengend schien die Nach-Wende-Zeiten zu sein. Verantwortliche und Bürger waren dabei, sich beruflich zu orientieren und rangen um ihre Existenz. Sie wollten oder konnten sich mit der Vergangenheit nicht konfrontieren. Zwischen den Zeilen wurden Erklärungen, Entschuldigungen und eine gewisse Scham zum Ausdruck gebracht, warum es damals in Wurzen an vielen Stellen baufällig, dunkel und schmutzig ausgesehen hätte. Städtische Finanznöte, so hieß es, ließen eine Ausstellung ebenfalls nicht zu. Doch ich blieb am Ball, finanzierte die Abzüge selbst und konnte im Winter des Jahres 2001 im alten historischen Rathaus am Markt endlich rd. 80 großformatige Fotografien, die während der Stadtstudie entstanden sind, zeigen. Die Ausstellung „Ankunft in Wurzen – Fotografien 1990-1996“ hatte wider Erwarten einen Besucherrekord zu verzeichnen. Inzwischen sahen die meisten Wurzenener die Fotografien als Erinnerungen an eine vergangene Zeit, aus der sie keine Bilder hatten, weil sie durch den Umbruch völlig absorbiert gewesen waren. Selbst in Wurzen ansässige Fotografen erzählten mir, dass sie entgegen früherem Engagement in der unmittelbaren Wendezeit nicht fotografiert hätten. Die Besucher der Ausstellung betrachteten die Fotografien vor allem unter dem Aspekt, an welche Häuser oder Plätze sie sich noch erinnern: „Das ist das Geburtshaus meiner Frau“, hieß es dann stolz, oder: „Hier war mal der alte Jugendclub“, oder: „Das ist doch dieser oder jener aus meinem Bekannten- oder Verwandtenkreis, den ich da auf der Straße erkenne“. Plötzlich war das Schabige und Schmutzige in Wurzen in den Hintergrund getreten. Nur die Funktionäre, die damals verantwortlich zeichneten, murrten, dass ich viel zu wenig das fotografiert hätte, was unter ihrer Regie zu DDR-Zeiten mühsam mit vereinten Kräften neu entstanden war, z.B. die Schwimmhalle.

Fünf Jahre später konnte ich bei einem regionalhistorischen Verlag einen einfach gestalteten kleinen Fotoband über die Wendejahre in Wurzen veröffentlichen.¹¹ Die Bilder folgen einem Gang durch verschiedene Straßen und Viertel der Stadt, sind aber alles andere als ein touristischer Stadtführer. Überraschend war die Auflage von 1.300 Exemplaren in einem knappen halben Jahr völlig vergriffen. Danach erreichten mich über Jahre immer wieder E-Mails und Anrufe, ob noch ein Exemplar zu haben wäre bzw. wann eine zweite Auflage erscheint. Da dies nicht ohne Beteiligung und Unterstützung der ansässigen Buchläden und Stadtverwaltung zu leisten war, fragte ich 2009 noch einmal nach: Doch inzwischen teilte

11 Cordia Schlegelmilch: Wurzen. (Sutton) Erfurt 2006.



Abb. 12: Neugestaltete Fußgängerzone in der Wenceslaigasse 1996 (vgl. auch Abb. 2 und 7) (© Cordia Schlegelmilch).

sich das Interesse. Während viele Bürger von Wurzen das Buch noch immer kaufen wollen, gab mir der neue, junge Bürgermeister in Wurzen deutlich zu verstehen, dass die Gemeinde nun – auch wenn 2011 eine 1050-Jahr-Feier ansteht – nach vorn blicken müsse. Vierzig Jahre DDR schnurren daher auch in vielen anderen historischen Rückblicken zu wenigen Sätzen in der Ortsgeschichte zusammen. Zwischen alten Postkarten aus dem 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts und dem Hier und Jetzt in Wurzen mit restauriertem Marktplatz gibt es – zumindest aus offizieller Sicht – keinen Platz mehr für Fotografien aus der Wendezeit. Die Bürger dagegen lieben dieses ‚Bilderbuch‘ der Wendezeit, weil es Erinnerungen wieder lebendig werden lässt. Dies scheint umso wichtiger zu sein, als viele Wurzenner darin übereinstimmen, die Wende sei zu schnell gekommen. Das ermutigte mich im Herbst 2010, in Eigenregie eine zweite Auflage zu finanzieren.

Ich selbst betrachtete die Fotografie vor allem als Datengewinnung. Sie waren eine Ergänzung zu meinen schriftlichen Aufzeichnungen und eine Art Gedächtnisstütze, d.h. eine Art unkompliziertes visuelles Tagebuch, in dem auch Nonverbales, Atmosphärisches festgehalten wurde. Die Fotografien sollten einen bestimmten historischen Zustand dokumentieren und es mir ermöglichen, auch später einen zweiten Blick auf die Vergangenheit werfen zu können. Denn ich wurde Zeugin einer städtischen Veränderung in atemberaubendem Tempo. Als zeitgeschichtliche Dokumente zeigen die Fotografien, wie sich Altes und Neues misch-

ten. Sie formen das Bild einer Zeit des provisorischen Übergangs, in der wie nie zuvor Gleichzeitigkeiten dominierten. Der Betrachter sieht und spürt förmlich die Überlagerungen verschiedener Zeitebenen: das Vorkriegsdeutschland, die DDR, die unmittelbare Vorwendezeit und die Zeit des wiedervereinten Deutschlands. Ausstellung und Buch konnten zudem dazu beitragen, Regionalgeschichte lebendig zu halten und die Identifikation mit der Region zu unterstützen. Der historische Abstand bedeutete gerade nicht wachsende Distanz, sondern auch ein Wiederentdecken von Vertrautem.

Doch je mehr sich die Stadt Wurzen äußerlich dem Aussehen westdeutscher Städte mit ihren einheitlichen Fußgängerzonen, Ladenketten und Einkaufszentren näherte, umso unattraktiver wurde das Fotografieren aus meiner Sicht. Insofern fehlten in der Ausstellung im Rathaus auch Fotografien, die einen Vorher-Nachher-Vergleich erlaubten. Der Blick aus dem Fenster genügte (Abb. 12). Im Kontrast zu meinen Interviews machte die Fotografie deutlich: Das Äußere der Stadt veränderte sich wesentlich rascher als die Mentalitäten der Menschen. Die Bilder wollen die Vergangenheit in der DDR weder nostalgisch überhöhen, noch eine Stadt in schlechtem Licht erscheinen lassen. Sie sind, wie auch das andere in der Studie zusammengetragene dokumentarische Material, Arsenale der Erinnerung und Teil des kollektiven Gedächtnisses einer Stadt. Sie möchten zur Diskussion konkurrierender Erinnerungen ermutigen, aber auch neue und völlig unbeabsichtigte Erkenntnisse zulassen. Denn Fotografien sind stets Ausdruck subjektiver Intentionen. Sie können, ja sollten auch in Zukunft immer wieder neu gelesen werden.